Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus

Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege

Band: 5 (1911)

Heft: 3

Rubrik: Rundschau

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 17.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

wissem Maße so herauskommen sollte, so ist doch der Beschluß geeignet, einen gehörigen Rückgang des Branntweinkonsums zu bewirken. Damit ist viel gewonnen.

Endlich kann die Einwendung gemacht werden, daß es sich hier um eine unsoziale Einrichtung handle. Denn nach wie vor werden die feineren, kostbareren Branntweine, die dem bescheidenen Geldbeutel des Industriearbeiters weniger zugänglich sind, ausgeschenkt werden, so daß der besser Bemittelte auch in Zukunft wird uneingeschränkt trinken können, was ihm beliebt. Also nach der einen Seite Hemmung, nach der anderen Freigabe des Trinkens? Dem gegenüber betonen wir, daß das Alkoholelend, das die feineren Liköre hervorrufen, jedenfalls an den bezeichneten Orten, in gar keinem Verhältnis steht zu der leiblichen und sittlichen Degeneration, die das Trinken des gewöhnlichen Schnapses zur Folge hat. Wir haben im Berner Jura allen Grund uns zu freuen, daß etwas erreicht ist. Denn im alten Stile konnte es nicht mehr weiter gehen. P. Balmer, Delsberg.

Rundschau.

Die Bewegung im Volksschullehrerstande. Unsere Zeit zeigt allerorten ein Aufwärtsdrängen von Ständen, die sich ehemals mit einem Platze ohne viel Licht begnügen mußten. Dahin gehören auch die Volksschullehrer. Bei uns in der Schweiz freilich mögen manche den Eindruck haben, als stellten sich gerade die Volksschullehrer seit langem breit genug ins Sonnenlicht. Und äußerlich betrachtet ist ja das auch ganz wahr. Sie spielen z. B. in unsern Räten eine gewisse, nicht durchweg glückliche Rolle. An manchen Orten in der Schweiz ist ihre ökonomische Position im Rahmen der „liberalen" Berufsarten durchaus keine gedrückte zu nennen. Das gilt auch für manche deutsche Bundesstaaten, wie Sachsen, Hessen oder Baden. Aber es handelt sich bei dem, was ich meine, durchaus nicht in erster Linie um ein bloß ökonomisches Aufwärtsdrängen, sondern um etwas viel Tiefergreifendes. Gerade die Besten und Einsichtigsten unter den Volksschullehrern empfinden eine Kluft, die sie von den gebildeten Ständen vielfach trennt; und auch hier handelt es sich wieder nicht nur um die äußerlich niedrigere Einreihung in eine Standeskategorie, sondern um das tatsächliche Gefühl des Abstandes von den intensiver in der Geisteskultur der Gegenwart drin stehenden Menschen. Diese Tatsache zu leugnen oder mit Phrasen zu überkleiden wäre Vogelstraußpolitik, trotzdem natürlich gewisse Leute schon in dieser Konstatierung eine Beleidigung ihrer Bildung sehen würden. Wie alle derartigen Bewegungen so tritt auch diese in Deutschland mit seinen größern Widerständen und schärfern Standestrennungen klarer zutage,

ja mir will sogar scheinen, daß im ganzen im deutschen Volksschullehrerstande ein viel energischeres Streben nach wertvoller, realer Bildung — und nicht bloß nach einigen naturwissenschaftlichen Kenntnissen — besteht als in unsern schweizerischen Verhältnissen. Ich denke z. B. daran, wie sich die sächsischen Lehrer um eine wirksamere Gestaltung des Religionsunterichtes mühen oder daran, wie die Lehrerschaft der Stadt Leipzig ein Laboratorium für psychologische Forschung errichtet hat. Wir leiden vielfach an zu großer Zufriedenheit mit uns selber.

Der Stand der Volksschullehrer ist ja im ganzen deutschen Sprachgebiete — wenn man so sagen darf — ein Durchgangsstand. Daß ein Pfarrersohn wieder Pfarrer wird, ist noch heute keine Seltenheit, man kennt auch in unsern Tagen manche Aerztedynastien und Juristengeschlechter. Familien, in denen sich mehrere oder auch nur zwei Generationen dem Volksschullehrerstande zuwenden, dürften dagegen recht selten geworden sein. Der Sohn des Lehrers geht nicht aufs Seminar, sondern wenn irgend möglich auf die Universität. Kaum ein Stand erleidet auch eine so verschiedenartige Einschätzung von Seiten urteilsfähiger Menschen. Man darf dabei natürlich nicht an die Lobpreisungen etwa in Zeiten politischer Wahlen denken: da sind die Lehrer in den Augen aller politischen Parteien Kulturträger ersten Ranges. Ganz anders lautet das Urteil in Zeiten, da man die Lehrer nicht zu besondern Vorspanndiensten braucht, und zwar besteht da gar kein Unterschied zwischen den Parteien. Wenn die Herren Juristen, Philologen, Mediziner oder Politiker irgend einer Partei zusammen unter sich sind, so lautet das Urteil anders: da wird von allen Seiten mit einer gewissen Abschätzung über die Schulmeister gesprochen, die gar nicht wissen, was eigentlich Bildung ist, die bloß einmal ein Lehrbuch auswendig gelernt haben, die bei mäßiger Ausbildung eine um so größere Einbildung haben ꝛc. Freilich bei den nicht in ihren Standesvorurteilen aufgehenden, noch etwas tiefer Gebildeten kann man dann wieder auf eine ganz andere Schätzung stoßen gegenüber der oft so anspruchslosen und mühsamen Beschäftigung dieser Menschenklasse. Wir dürfen auch solche unfreundlichen Urteile nicht einfach als Verleumdungen behandeln, sondern wollen sie zuerst scharf prüfen. Es ist kein Zweifel: Die Ausbildung, die heutzutage unsern Lehrern zuteil wird, kann nur in Ausnahmefällen zu einer innerlich ausgeglichenen, menschlich wertvollen Bildung führen, sie bläht die wenig Begabten auf und bietet den Fähigen keine Mittel, um auf dem Wege wirklicher Bildung vorwärts zu kommen. Wo Bildungshunger im besten Sinne vorhanden ist, da erschöpft er sich oft in einer Mehrung des encyclopädischen Wissens, durch die man sich dann wohl berechtigt glaubt, literarisch in die schwierigsten Probleme des Menschendaseins einzugreifen und die schwersten Entscheidungen zu fällen. Es ist ein hartes aber durchaus gerechtes Urteil, das ein Vorkämpfer für Vertiefung der Lehrerbildung und für Hebung des Standes, Seminardirektor

Muthesius über die Literatur, nicht etwa der Volksschullehrer, sondern der Seminarlehrer, also in Deutschland der Elite der Volkschullehrer, ausspricht: „Das ganze Gebiet der Literatur, das von Seminarlehrern hervorgebracht worden ist, und das im Seminarunterricht wieder als Unterrichtsgrundlage verwendet wird, ist pseudowissenschaftlich; es wird in diesen Büchern eine andere Sprache geredet als in der Wissenschaft, sie klingt für uns, als ob sie aus einer andern Welt käme. Schon an der verwendeten Literatur kann man in vielen Fällen sehen, daß die Verfasser wissenschaftliches Quellenmaterial nicht kennen und nicht zu benützen verstehen." So spricht einer der besten Freunde des deutschen Volksschullehrers, der langjährige Herausgeber der „Pädagogischen Blätter für Lehrerbildung", an dessen Interesse und Eifer für die Sache der Volksschullehrer gar niemand zweifeln kann. Und er zieht den Schluß: also bessere, wahrere, reellere Ausbildung. Wer sich mit der genannten Literatur befassen muß, kennt diese Not zur Genüge. Es ist kein Wort zuviel gesagt in dem Urteil.

Eine solche Konstatierung kann nun einen verschiedenen Effekt haben: entweder man setzt sich aufs hohe Roß, ist beleidigt in der Standesehre und tut nichts zur Sache, oder aber man sagt sich mit Muthesius: also Hand ans Werk, die Ausbildung muß einfach geändert, gebessert werden.

So denkt wohl der bessere, wenn nicht der größere Teil der deutschen Lehrer. Ein großer Teil zieht daraus die logisch begreifliche Folgerung: also Universitätsbildung. So lautete z. B. die Forderung des deutschen Lehrertages in Königsberg 1904. Basel macht bekanntlich den interessanten Versuch, etwas derartiges durchzuführen, wenn auch natürlich ein dreisemestriger Fachkurs nicht einfach einem vollwertigen Universitätsstudium verglichen werden darf. Aber es ist wenigstens Berührung mit der heftig ersehnten Universität vorhanden. Dasselbe fordern in Deutschland z. B. der Philosophieprofessor Natorp in Marburg, auch Professor Rein in Jena. Die Forderung bildet freilich für Deutschland nur den idealen Hintergrund aller Standes- und Bildungsforderungen der Lehrer und man darf ruhig sagen: das Problem, dadurch den Lehrern eine wesentlich vertiefte Bildung zu vermitteln, die nicht nur dogmatisch aufgefaßte Lehrbuchweisheit und einige praktische Routine, sondern tiefere Einsicht in die Methoden und den ganzen Betrieb des Wissenserwerbes bedeutet, ist an dieser Stelle noch nicht gelöst. Man darf die ernsthaften Bedenken, die gerade von guten Kennern unseres heutigen Universitätsbetriebes ausgehen, nicht mit dem beliebten Schlagwort „Reaktionäre Tendenzen" abtun. Die Universitätsbildung der Lehrer ist ein neuer Weg und es ist erfreulich, daß wir in der Schweiz mit unsern geringern staatlichen Widerständen, das Experiment unternehmen können, aber er ist noch nicht als der einzige, beste und wertvollste erprobt.

Wir können ja bei uns in der Schweiz bereits Beobachtungen sammeln, wie die Universitätsausbildung der Sekundarlehrer gewirkt

hat. In vielen Fällen zweifellos gut, wenn sich ein Kanton nicht mit zu geringer Semesterzahl begnügt. Aber daß in ebenso vielen Fällen dieses Studium nicht den Erfolg hat, den wirkliche Bildung unbedingt haben muß, nämlich die Erkenntnis, daß unser ganzes exaktes Wissen ein so kleiner Bruchteil dessen ist, was wir gerne wissen möchten, und die damit verbundene Bescheidenheit, das ist außer allem Zweifel. Gar manche Sekundarlehrer, freilich auch der größere Teil der Studenten, kommen über ein dogmatisches Aneignen von Examenwissen nicht hinaus. Diese Tatsache leugnen, heißt auch die Augen mit Gewalt verschließen.

Nun strebt der deutsche Lehrerstand ein Aehnliches an, was wir in unserer Sekundarlehrerausbildung schon lange haben: Zulassung der ausgebildeten Seminaristen resp. der Lehrer im Amte zu den Universitäten, also Fortbildung der Lehrer an der Universität. Und es ist wirklich nicht einzusehen, mit welchem Rechte so etwas auf die Dauer verweigert werden könnte. Die Zeit, da die „Akademischen" ein kleiner Klub von Eingeweihten waren, ist sowieso vorbei, ob es uns nun freut oder leid ist. In Deutschland freilich, außer in Sachsen, ist die Forderung neu. Sachsen läßt seit 1865 Lehrer mit gutem Abgangsexamen vom Seminar zur Weiterbildung an die Universität zu. Sie werden dann Seminarlehrer und Volksschulrektoren. In Deutschland hat ja im Gegensatz zur Schweiz auch der Volksschullehrerstand seine geregelte Möglichkeit eines Aufstieges innerhalb seines Gebietes. 1900 ist die Universität Jena gefolgt, 1903 Hessen, 1908 in beschränktem Maße Bayern. In den andern deutschen Staaten bestehen noch große Schwierigkeiten für einen Seminargebildeten, als regelrechter Studierender Zutritt zur Universität zu erlangen. Aber die Bewegung ist dadurch nicht mehr aufzuhalten. Die Sehnsucht des ganzen Standes geht nun einmal zur Universität. Sie ist eben in den Augen des Deutschen — und in dieser Beziehung rechnen wir Deutschschweizer ohne weiteres mit — die einzige Bildungsanstalt, die ganze, freie, menschliche Bildung vermitteln kann und dieser starken Sehnsucht, die letzten Endes doch ein Ausdruck des Wunsches nach echter, voller Bildung ist, werden sicher auch in Dentschland schließlich die Hindernisse weichen müssen. Sowenig die deutschen Frauen eine Frauenuniversität verlangen, ebensowenig wollen sich die deutschen Lehrer mit dem von Professor Lehmann in Posen aufgestellten Projekt einer Pädagogischen Akademie zufrieden geben. Es wäre eben doch ein Seitenkanal des deutschen Geisteslebens, der leicht versumpfen und damit der zugestandenen Lehrereinseitigkeit neuen Nährboden gewähren könnte.

Das Problem der Ausbildung der Volksschullehrer wäre freilich auch mit einer plötzlichen Versetzung des ganzen pädagogischen Unterrichts der Lehrer an die Universität nicht erledigt. Wenn eine Schulart, so wirkt die Universität nicht einfach automatisch bildend auf ihre Jünger ein, falls man überhaupt an eine solche Möglichkeit glauben sollte. Wer seine Ausbildung auf der Universität geholt hat, der weiß,

was für ein Ballast von Namen und Worten, von Einteilungen und fertigen Urteilen über Dinge, die den Studenten meist ganz fern liegen, in den Kollegien oft noch überliefert wird. Man denke nur an ein Philosophiekolleg für junge Theologen. Für neun Zehntel bleiben ganz gewiß nur Worte stehen; aber warum man sich um solche Dinge ernstlich mühen konnte und kann, das vermögen sie mit dem besten Willen nicht einzusehen. Soll die Universität nach dieser Seite Wert haben, so wird sie manches in ihrem Betrieb noch ändern müssen, vor allem aber müßte die Vorbildung der Seminaristen auf die Universität andere Bahnen einschlagen. Das Eingehen ins Einzelne würde hier zu weit führen. Ich beschränke mich auf eine Andeutung: weniger im Examen abfragbares Wissen und viel mehr Mittel des Wissenserwerbes müssen in die Köpfe der Seminaristen kommen. Die Forderung greift weit und erfordert im einzelnen noch viele Arbeit, aber die Arbeit lohnt sich.

Gar mancher Faktor wird auch noch mitspielen, bis wir einen Lehrerstand haben, dessen Bildung auf neuen Grundlagen ruht. Aeußere Organisationsänderungen, die bei unsern Minimalstaaten relativ leicht zu bewerkstelligen sind, sind der kleinere Teil. Die Frage der Rekrutierung und Sichtung des Standes wird ins Gewicht fallen, an vielen Orten noch die leidige Besoldungsfrage. Aber der Gedanke, einmal einen Lehrerstand zu haben, der an wirklicher Bildung — notabene nicht an Masse des Wissens oder gar Wissensdünkel — jedem andern Stande innerlich gleich steht, das ist ein Ziel, das auch einige Umwege und Irrwege wert ist, wenn es nicht anders geht

A. B.

Zu dem Thema **Sozialismus und Religion** haben sich neuerdings zwei Sozialdemokraten geäußert: Unser Mitarbeiter Dr. Hans Müller hat in den „Sozialistischen Monatsheften" den Gedanken, den er am Schluß seines Artikels über das Genossenschaftswesen (Neue Wege, Juni 1910) ausgesprochen hat, weiter ausgeführt und begründet.

Offiziell, sagt er, verweist die Sozialdemokratie die Religion völlig aus dem Bereich des öffentlichen Lebens in die Sphäre des Privatlebens. Tatsächlich aber hat sie diesen Standpunkt nie aufrecht zu erhalten vermocht. Denn sie erhebt den stolzen Anspruch, nicht nur Wissenschaft von der Entwicklung der Gesellschaft und des Staats zu sein, sondern auch Weltanschauung. Als solche aber konnte sie an einem so bedeutenden Phänomen, wie die Religion, nicht vorübergehen. Mit dem Christentum freilich scheint sie bald fertig zu sein. Denn dieses ist nach ihrer Meinung einfach die dem Kapitalismus entsprechende Religionsform. Die Religion überhaupt aber ist nichts als der mystische Nebelschleier des gesellschaftlichen Lebens- und Produktionsprozesses und wird, je bewußter und planmäßiger letzterer wird, sich verflüchtigen.

In dieser Gedankenrichtung verlaufen denn auch die gewöhnlichen Debatten über Religion in der Sozialdemokratie. Dennoch, trotz des

von mancher Seite gern betonten Atheismus, hat die politische Notwendigkeit mit der großen Macht der Religion über die Menschen zu rechnen, die Partei dahin gebracht, den Grundsatz der Duldsamkeit zu einem Punkt ihres Programms zu machen.

Diese Stellung der Sozialdemokratie aber ist eine logische Inkonsequenz. Ist die Religion in unserm Leben nur der phantastische Widerschein des Kapitalismus, der Gottesglaube nur eine Illusion, dann hat die Partei, die den Kapitalismus überwinden will, die Pflicht, das Volk darüber aufzuklären und darf ihm auch in diesem Punkt die Einsicht in den Zusammenhang aller geistigen Erscheinungen mit der materiellen Grundlage der Gesellschaft nicht vorenthalten. Gehören Kapitalismus und Christentum zusammen, dann müssen sie miteinander fallen, dann ist jeder Angriff auf den Kapitalismus auch ein Angriff auf das Christentum. Religiöse Duldsamkeit ist also für die Sozialdemokratie, so lange sie jene Doktrin festhält, theoretisch nicht möglich.

Sie ist aber auch praktisch nicht möglich, weil die Religion nicht ein Phantom, sondern eine machtvolle soziale Realität ist. Eine Auseinandersetzung mit ihr ist denn auch nicht zu umgehen und sie findet in immer regerem Maß selbst in der Arbeiterschaft statt. Man wird sich immer mehr bewußt, daß das sozialistische Ideal einer gerecht und harmonisch organisierten Gesellschaft sich in enger Verbindung mit religiösen Ideen und Glaubensvorstellungen entwickelt hat, daß zahlreiche Personen nicht über den Atheismus und Materialismus, sondern über die Religion zum Sozialismus gekommen sind. — Es ist ferner ein nicht wegzuleugnendes Faktum, daß die Bestrebungen zur praktischen Verwirklichung sozialistischer Ideen innerhalb kleiner Gemeinschaften, wie wir sie zu Dutzenden in den nordamerikanischen Versuchen, kommunistische Kolonieen zu schaffen, vor uns haben, nur dann Erfolg aufweisen und Bestand hatten, wenn sie von ausgesprochen religiösen Menschen getragen waren, dagegen regelmäßig Fiasko machten, wenn sie von freidenkerischen Sozialisten unternommen wurden. Die gemeinschaftsbildende Kraft sozialistischer Ideale ist offenbar allein nicht ausreichend; sie muß durch eine tief religiöse Ueberzeugung verstärkt werden. Auch wo innerhalb unserer Gesellschaft der Versuch gemacht wird, wirtschaftliche Gebilde und Organisationen zu schaffen, die dazu bestimmt sind, den Gedanken der gegenseitigen Hilfe, der gemeinsamen Fürsorge zu realisieren, machen wir stets die Erfahrung, daß Erfolge nur dann errungen werden, wenn die Gründer und Leiter außer praktischem Geschick auch — bewußt oder unbewußt — starke religiöse Qualitäten besitzen: einen unerschütterlichen Glauben an die Gerechtigkeit und Güte ihrer Sache, eine starke Liebe zu den Menschen, denen ihre Arbeit gilt, eine große, zu allen Opfern bereite Begeisterung. Studieren wir näher den Ursprung der verschiedenen sozialen Bewegungen, die in irgend einem Zweig des gesellschaftlichen Lebens die Idee der Brüderlichkeit, der menschlichen Solidarität zu verwirklichen trachten, so stoßen wir in der Regel auf

religiös geartete Persönlichkeiten als ihre Urheber. Große Gedanken werden nur in reinen Herzen geboren und entfalten sich nur in den Köpfen von Menschen, die ihr Leben nicht für sich, sondern für eine ganz außerhalb ihrer persönlichen Interessensphäre liegende Sache leben. Tagtäglich können wir die Erfahrung machen, daß der kollektive Egoismus, das pure Selbstinteresse einer größern oder kleinern Zahl von Personen nicht ausreicht, um auch nur den kleinsten Verein, setze er sich nun genossenschaftliche, gewerkschaftliche oder politische Zwecke, am Leben zu erhalten und zu andauernder Entwicklung zu bringen. Ohne Opfer an Kraft und Gesundheit, an Geld und Zeit, ohne Hingabe, Begeisterung und ganz uninteressierte Liebe geht es dabei nicht ab. Mit dem Klassen- und Masseninteresse allein lassen sich soziale Institutionen, Werke der Solidarität nicht schaffen.

Hat Dr. Müller so auf Grund vieler Beobachtungen und Erfahrungen speziell auf dem Gebiet der Genossenschaftsbewegung die Ueberzeugung gewonnen, daß religiöse Kräfte sich beim Aufbau sozialistischer Gesellschaftsorganisationen dauernd überhaupt nicht entbehren lassen und daß ohne sie jede sozialistische Bewegung verflachen muß, so weist ein anderer Genosse, Dr. Maurenbrecher im folgenden Heft den Nachweis, daß religiös-sittliche Motive ebenso für den Bestand und Kampf der Gewerkschaften nötig sind. Denn gegen die immer drohender werdende Verführung durch Unternehmerorganisationen, durch christliche und gelbe Gewerkschaften, die ihm, wenn er seine Kampfgenossen verrät, greifbare ökonomische Vorteile zusichern, kann den Gewerkschafter doch nur der Gedanke stärken: Es ist schlecht, es ist Verrat, wenn ich mich von meinen Kameraden trenne, es ist meine Pflicht, zu den Arbeitsgenossen zu stehen.

Das führt aber weiter zu der Frage: Ja, worauf gründet sich denn die sittliche Pflicht? Und an diesem Punkt möchte Maurenbrecher die Diskussion tiefer führen, indem er nicht, wie Müller, nachweisen möchte, daß die Sozialisten Religion nötig haben, sondern daß der Sozialismus genuin, in seinen Grundvoraussetzungen religiös ist, daß jeder echte Sozialist Religion hat. So ist der Glaube an die Entwicklung, an die Kraft, die sich im ganzen Geschehen durchsetzt und die von eines einzelnen Menschen Geist doch niemals ganz umfaßt und erklärt werden kann, die ihre eigenen Gesetze, ihren eigenen Sinn und ihr Ziel an sich hat und die mit den Individuen und den Völkern spielt, je nach ihrem tieferen Zweck sie aufhebt und wieder wegwirft, ohne nach der Lust und nach dem Glück der Individuen und der Völker zu fragen — dieser Glaube ist ein Stück Religion, und nicht weniger das feste Vertrauen, daß die Entwicklung mit Naturnotwendigkeit zur sozialistischen Gesellschaftsordnung führt.

Ein weiteres religiöses Element, namentlich der ältern Sozialisten, ist die Ueberzeugung (nach Hegel), daß die Geschichte die Bewegung des Geistes von der Natur zur Freiheit sei. Dieser Glaube, meint Maurenbrecher, habe der Arbeiterbewegung das stolze Bewußtsein

ihrer weltgeschichtlichen Mission gegeben. Alle jene Stimmungen, daß die Arbeiterbewegung der Erlöser der Welt sei, die in Festreden, Weihnachtsartikeln und am echtesten in den Festliedern der Arbeitergesangvereine zum Ausdruck kommen, haben in diesem Erbstück aus der Hegelschen Metaphysik ihren Ursprung.

Maurenbrecher versucht sodann ein drittes religiöses Moment im Sozialismus nachzuweisen. Das Weltsystem, sagt er, ist im ganzen ein System von Energieen, die wechselseitig sich verbinden und unterstützen und wechselseitig gegeneinander kämpfen und sich zu zerstören trachten. Auch die Arbeiterbewegung ist eine Energie, die sich durchsetzen will in der Richtung, daß immer mehr Menschen Anteil an der Kultur gewinnen und daß die Herrschaft des Menschengeschlechts über die Natur immer umfassender und sicherer werde. „Die Treue gegenüber der unbekannten Zukunft, der Dienst an der Weltbewegung, ohne daß wir ihren Ursprung, ihren Sinn, ihre treibende Kraft und ihren Wert verstehen: das ist die Religion des modernen Menschen, der sein Leben als Teil des ganzen Weltgeschehens fühlt und von daher Weihe und Verantwortlichkeit für sein Leben gewinnt. Die Religion des Sozialisten aber insbesondere ist der Gedanke, daß die Emporhebung der arbeitenden Klasse diejenige Aufgabe ist, die die Kulturmenschheit in der Gegenwart für die Weltbewegung im ganzen zu leisten hat."

Diese kurze Skizze kann dem Aufsatz Maurenbrechers nicht ganz gerecht werden. Ob aber dieser ehemalige Theologe nicht unwillkürlich in seine eigenen Gedankengänge über Entwicklung und Energieen etwas von einem persönlich-sittlichen Wesen und von sittlichen Zielen hineinfühlt, während ein materialistischer Sozialist unter Entwicklung und Energieen nur mechanische Gewalten versteht, die keinen Hauch von religiös-sittlichen Eigenschaften haben? Ob die Stimmung der Festreden und Lieder nicht eher aus einem christlichen Unterbewußtsein als aus der Hegelschen Metaphysik stammt? Ob nicht viel mehr als Hegelsche Metaphysik und Energieenlehre der alte, gute, echt religiöse und echt sozialistische Appell an das Solidaritätsgefühl zur Wirkung gebracht werden muß?

Jedenfalls ist es wertvoll, daß Maurenbrecher die Diskussion in seiner Weise weitergeführt hat und es ist zu hoffen, daß sie mit seinem Aufsatz nicht abschließe.

Verschärfung der **Arbeitskämpfe.** Am 9. Dezember vorigen Jahres hat der greise und sehr einflußreiche Geschäftsführer des Centralverbandes deutscher Industrieller, A. Bueck, in einer längern Rede von dem Verband Abschied genommen. Seine Worte haben als sozialpolitisches Testament offenbar tiefen Eindruck hinterlassen und werden noch Früchte bringen. Aber, wie zu befürchten ist, keine guten. Bueck ist und war immer der Vertreter des rücksichtslosesten „Herr-im-Hause"-Standpunkts, des Standpunkts, daß der Unternehmer in seinem Geschäft nicht nur etwa Herr über die Maschinen, sondern auch über die Arbeitskraft und -Zeit „seiner" Arbeiter ist. „Das Eingreifen der Reichsregierung", sagte er, „in die Kämpfe der Arbeitgeber und Arbeitnehmer ist verfehlt. Die Behörde sollte sich in solche Streitigkeiten nicht einmischen und die Arbeitgeber würden gut tun, sich auf solche Vermittlungen nicht einzulassen." Demgemäß bedauert er, daß die

Aussperrung der 460,000 deutschen Metallarbeiter nicht Tatsache geworden ist." „Es handelt sich da um zwei Millionen Mäuler, die täglich gefüttert werden müßten. Da würden die 50 Millionen der Gewerkschaften bald draufgegangen sein." Denn fester Zusammenschluß der Unternehmer „um mit unerschütterlichem Willen die Gewerkschaften niederzuzwingen, zu zerschlagen, zu vernichten — das muß das Ziel sein, etwas anderes gibt es nicht." Wie allgemein der Standpunkt Buecks von den Arbeitgeberverbänden geteilt wird, zeigt sich in dem Kampf, den der Centralverband deutscher Industrieller gegen das Tarifwesen führt. Der Tarifvertrag hat sich seit zwanzig Jahren als das vornehmste Friedensinstrument zwischen Unternehmern und Arbeitern bewährt. Trotzdem muß er verschwinden. Denn das Endziel der Tarifverträge „die Einführung der konstitutionellen Arbeitsverfassung, in der der Arbeiter nicht nur kraft der Gesetze, sondern kraft seiner Organisation und der von ihr genehmigten Tarifverträge das Mitbestimmungsrecht besitzt" ist den „Herren im eigenen Hause" natürlich ein Greuel. — Im nächsten Jahr läuft der im Buchdruckgewerbe bestehende Tarif ab. Die Erneuerung der Verträge muß mit allen Mitteln verhindert werden. Der Centralverband deutscher Industrieller macht zu diesem Zweck die Staatsbehörden auf das „die Gewerkschaft und damit die Sozialdemokratie begünstigende Vorgehen des (tariffreundlichen) Vereins der deutschen Buchdrucker" aufmerksam und — nun kommt das schönste — zwingt durch Boykott diesen Verein sich ihm anzuschließen.

Bueck hat, wie unsern Lesern bekannt ist, auch bei uns seine Anhänger. Gerade einen Monat nach seiner Abschiedsrede hat vor dem Zürcher Gewerbeverband Herr Sulzer-Ziegler in Winterthur ebenfalls kräftig den Standpunkt des „Herrn im eigenen Hause" betont und dagegen protestiert, daß nach dem Revisionsentwurf des Fabrikgesetzes „wegen Ausübung eines verfassungsmäßigen Rechtes" dem Arbeiter nicht gekündigt werden dürfe. Der Arbeitgeber müsse das Recht haben, einem Arbeiter zu kündigen, wenn er einer „den Prinzipal aufs heftigste bekämpfenden Organisation angehöre." Zugleich aber forderte Herr Sulzer seine Zuhörer zu enger Organisation auf. Ob Herr Sulzer-Ziegler nicht einsieht oder einsehen will, daß ein Friede nur da möglich ist, wo beiden Teilen, Unternehmern und Arbeitern, gleiche Rechte zustehen?

Wir müssen solche Tatsachen von Zeit zu Zeit erwähnen, weil nur so auf den sozialen Kampf das rechte Licht fällt. Unsere großen Tagesblätter wissen ja doch nur von dem „Terrorismus der Sozialdemokraten" zu erzählen.

Fr. Sutermeister.

Büchertisch.

Josef Reinhart, **„Heimwehland"**, Geschichten aus einsamer Welt. Geb. Mk. 4.—. Berlin 1910. Verlag von Wiegandt & Grieben (G. K. Sarasin).

Von den Geschichten, mit denen der Solothurner Reinhart hier zum ersten Mal als hochdeutscher Dichter auf den Plan tritt, sind einige früher schon in den „Süddeutschen Monatsheften„ und in der „Deutschen Rundschau" erschienen. Eine ist auch den Lesern der „Basler Nachr." schon bekannt, „Vroneli". Sie erzählen alle von Sehnsuchten nach einem Verlorenen, sei es nun die heimgegangene Großmutter wie im „Besuch im Himmel", sei es die Scholle, die „Vater Klaus" nicht vergessen kann, sei es der Sohn, der bei seiner Heimkehr zuerst zur Liebsten geht, statt ins Elternhaus zur sehnsüchtig harrenden „Mutter". Es sind schlichte Geschichten aus der Wirklichkeit, in einer überaus schlichten und herzlichen Weise vorgetragen, an denen besonders das zarte Anfassen alles Seelischen nnd alles Kinderhaften stark auffällt. Dazu schreibt der Dichter einen leicht schweizerisch gefärbten, in seiner Treuherzigkeit holzschnittartig anmutenden Stil, daß man sich über die glückliche Kongruenz von Inhalt und Form herzlich freuen kann. Er tritt mit diesem lieben Buch an die Seite des Schwyzers M. Lienert, der eben jetzt seinen früheren Kindergeschichten einen neuen Band beigesellt hat. Ich kann Reinhart nicht besser loben, als daß ich ihn in diese Nachbarschaft stelle. E. J

Redaktion: Liz. **R. Liechtenhan**, Pfarrer in Basel; **L. Ragaz**, Professor in Zürich. — Manuskripte sind an Herrn **Ragaz** zu senden. — Druck und Expedition von **R. G. Zbinden** in Basel.